

Das Gebot der Stunde. Die internationale Lage und wir

Autor(en): **Meyer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **37 (1952)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-378921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gebot der Stunde. Die internationale Lage und wir

Rede anlässlich der öffentlichen Kundgebung der Freisinnigen Partei der Stadt Zürich,
Donnerstag, 22. September 1938, im großen Saal der Stadthalle

Eidgenossen, Eidgenossinnen!

Als vor drei Tagen die Freisinnige Partei der Stadt Zürich mich ersuchte, heute über die internationale Lage und die eidgenössischen Folgerungen zu sprechen, habe ich meine Zusage nicht ohne Bedenken gegeben. Denn noch ist alles in stetem Fluß. Doch der Wissenschaftler darf sich der Aufforderung, bei der nationalen Selbstbesinnung mitzuwirken, nicht entziehen.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! Der heutige Donnerstag, der 22. September des Jahres 1938, ist ein Tag von tiefer weltgeschichtlicher Bedeutung. Noch wissen wir nicht, was aus der Godesberger Zusammenkunft zwischen dem britischen Premier und dem Führer Großdeutschlands folgt; ob das Dritte Reich das Spiel, das es seit einigen Jahren führt, auch heute weitersetzt, seinen Gegnern eine Forderung nach der anderen zu stellen, ihnen nach sukzessiver Erfüllung schließlich auch die letzte Demütigung nicht zu ersparen, nach dem Vorbild, das einst Rom Karthago bereitet hat! Wir wissen auch nicht, wie das tschechische Volk sich dazu stellen wird, dieses kleine Volk, das von allen Versailler Siegerstaaten, die im heutigen Spiele sind, die würdigste Haltung bezogen hat! Aber sollte auch das zunächst Schlimmste, der Krieg, vermieden werden, so bleibt dennoch der heutige Tag ein Einschnitt fast ohnegleichen in der Geschichte der Nachkriegszeit.

Der Premier des größten Weltreiches, das je die Menschheit gesehen, hat heute vor acht Tagen das befristete Ultimatum persönlich abgeholt, und er bringt heute persönlich die Kapitulation nach Godesberg — in die Rheinlande. Symbolisch! in die Rheinlande! Denn nicht ein persönliches Entgegenkommen nur ist es, wenn der deutsche Führer ihn dorthin — halbwegs — eingeladen hat, sondern ein symbolischer Akt, der vielleicht seinem Gegenspieler noch nicht voll bewußt geworden ist. Hier in der Zone von Köln und Bonn, wo von 1919 bis zum Januar 1926 die Flagge des britischen Weltreiches hochgezogen worden war, des scheinbaren

Hauptsiegers im Weltkrieg — hier soll sich die Kapitulation vollziehen, hier der Zusammenbruch des europäischen Gleichgewichts, hier die Anerkennung der deutschen Herrscherstellung in Europa.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! Es liegt nicht in unserer Befugnis, den Richter zu spielen. Der schweizerische Staatsbürger ist nicht dazu kompetent. Denn auch die Schweiz hätte sich ja schon im Falle Österreich und jetzt in der Schicksalsstunde der Tschechoslowakei einer Forderung etwa der Weststaaten oder des Völkerbundes um freien Durchmarsch zur Verwirklichung einer internationalen Rechtssanktion entzogen. Sie hätte sich aus ihrer Staatsraison, auf Grund ihrer 400jährigen Neutralität dem entziehen müssen. Aber wenn wir als Staatsbürger nicht Richter sein dürfen in dieser Frage, so haben wir als geschichtlich denkende Menschen dennoch die Pflicht, uns die Bedeutung der Stunde zu vergegenwärtigen und als eidgenössische Staatsbürger die Lehren aus solchem universalgeschichtlichen Geschehen zu ziehen. Vor allem sollen wir als Menschen, nach der Formel Carl Spittellers, den Hut abnehmen bei so gewaltigem Geschehen. Wir haben die ganze Tragik, die gerade die Westmächte hier erleben, in ihrer prinzipiellen Tragweite nachzufühlen. Denn es geht heute in Godesberg, in der Brust von Chamberlain, mehr als um ein Momentanes. Es handelt sich hier um Prinzipielles, um eine Kernfrage der Demokratie im Widerstreit gegenüber dem totalitären Führerstaate. Dem Führerstaat, sei er nun monarchisch oder plebiszitär, fällt der Kriegsentschluß leicht. Die Staatsraison oder die Partei steht im Zentralpunkt seines Tuns. Alles übrige ist diesem einen Faktor, dem Staate, der Außenpolitik, der Macht untertan. Diese geistige Verengung des Blickfeldes verleiht Kraft und Fanatismus zur Tat, mögen auch spätere Jahrhunderte und Jahrtausende von der Warte der Weltgeschichte, d. h. der Geschichte der Menschheitskultur aus, einen solchen machtpolitischen Augenblickserfolg als Fehlleistung beurteilen. Schwerer fällt der Kriegsentschluß der Demokratie. Denn hier in der Demokratie handelt es sich nie nur um einen Faktor, um den Staat und seine Außenpolitik, sondern um den Menschen an sich, um die Fülle der Werte, Ideen und Interessen, die der reiche, mannigfaltige Mensch in sich entwickelt hat. Die Rückwirkungen jedes außenpolitischen Entscheides auf die gesellschaftlichen und kulturellen Sphären erschweren das Tempo und die Eindeutigkeit eines machtpolitischen Entschlusses für die Demokratie außerordentlich. Wenn wir die heutige Niederlage der englisch-französischen Politik uns vergegenwärtigen, so sprechen wir, vom Gesichtspunkt der Macht aus gesehen, mit Recht von verpaßten Gelegenheiten. Das britische Weltreich hat in seiner ganzen Geschichte, seitdem wir überhaupt von einer britischen Weltreichspolitik

sprechen können, keine derartige Reihe von Niederlagen erlebt wie seit sieben Jahren, seit dem Jahre 1931: Drei Niederlagen gegen Japan: in der Mandschurei, in Nordchina, in Mittelchina; zwei Niederlagen gegen Italien: in Abessinien und in Spanien, und zusammen mit Frankreich Niederlagen gegenüber dem Deutschen Reich bei dessen Aufrüstung 1935, beim Einmarsch in die Rheinlande im März 1936, beim Untergang Österreichs diesen März und vollends heute in der Tschechoslowakei, lauter Niederlagen, die alle hätten vermieden werden können, wenn rechtzeitig die Kraft zur Tat, zur politischen Tat, zum Präventivkriege gefunden worden wäre. Aber eben diese Entscheidung fällt dem demokratischen Staatsmann, der nicht nur an den Machtstaat, der auch an den Menschen, an die Kultur — heute im Zeitalter des totalitären Zerstörungskrieges mehr als je — denken muß, unvergleichlich schwerer als dem Manne mit dem harten, ausschließlich machtpolitisch gewählten Erfolgshorizont. Es handelt sich um jene Spannung, die keiner so sehr wie unser große Eidgenosse Jacob Burckhardt empfunden hat: um die letzte Unvereinbarkeit zwischen Freiheit und Macht, zwischen Kultur und Machtpolitik.

Es ist England geglückt, was keinem anderen Staat je in der Geschichte derart gelungen war: diese beiden Antipoden, freie Kultur auf der einen Seite, Weltmachtstellung auf der anderen Seite, miteinander zu verbinden. Heute aber steht diese Synthese vor dem Bruch. England erlebt heute die gleiche, tragische Stunde, wie wir sie vor mehr als vierhundert Jahren nach der Schlacht von Marignano auch erlebt haben. Auch wir hatten damals zu wählen zwischen der politischen, persönlichen und kulturellen Freiheit des Menschen auf der einen Seite und der eidgenössischen Großmachtstellung auf der anderen Seite. Damals haben wir auf die Macht verzichtet und die Freiheit gewählt. Aber Großbritannien, das den vierten Teil der Menschheit beherrscht, fällt ein solcher Entscheid unvergleichlich schwerer. Vorab durch zwei Dinge ist seine Lage härter geworden. Einmal durch eine innere Wandlung: England ist erst in den allerletzten Jahrzehnten, ja eigentlich erst seit dem Weltkrieg, eine Massendemokratie geworden. Vorher, als das Weltreich begründet wurde, hat die englische Parlamentsaristokratie das Ganze geführt. Aber mit dem sozialen und politischen Aufstieg der Masse kommen noch unvergleichlich mehr diese anderen, nebenstaatlichen, sozialen, nicht machtpolitischen Motive zur Geltung. Man weiß, wie gerade in der Regierungszeit Macdonalds der Machtpolitik des Staates manches versagt wurde, aus Gründen, die vom Sozialen und Kulturellen her gewiß, wenn auch tragisch, verstanden werden können. Zum zweiten aber: die Lage Großbritanniens ist auch rein machtpolitisch schwerer geworden als je. Früher fiel es England unvergleichlich

leichter, seine Weltgegner zu meistern: Sie saßen alle auf dem Kontinent Europas, sei es das Spanien Philipps II., sei es das Frankreich Ludwigs XIV. oder Napoleons I., sei es Rußland seit dem Wiener Kongreß und das Deutsche Reich Wilhelms II. England konnte seine Welt-See-Kolonialpolitik auf dem engsten europäischen Raum meistern, durch britische politische Kunst, durch das kontinental-europäische Gleichgewicht. Aber gerade im Schatten dieser britisch-kontinentalen Frage, vorab des britisch-russischen Weltgegensatzes, ist seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im fernen Osten ein neues Weltreich, Japan, emporgestiegen, fernab von jeder kontinental-europäischen Fesselung. Kein Zweifel: In der britischen Außenpolitik dieser letzten Wochen spielte entscheidend auch die Sorge vor den planetaren, asiatischen Gefahren mit, die bei einer kontinental-europäischen Konflagration dem britischen Reiche in Südchina, im Archipel, in Neuseeland, Australien, Indien, in den Zentralpositionen seiner Welt- und Wirtschaftsmacht lauern würden. Wir haben die ganze Tragik dieser Entscheide mitzuerleben, mit dem Hute in der Hand.

Verehrte Anwesende! Die europäische Herrenstellung des Deutschen Reiches, die heute, wenn es nicht zum Kriege kommt, rein diplomatisch eine Tatsache wird, ist seit Jahren vorbereitet. Deutschland, das habe ich hier in Zürich seit dem Weltkrieg je und je betont, ist durch den Weltkrieg potentieller Ostsieger geworden. Denn es kommt bei der Frage: Sieger oder Besiegte? nicht auf den absoluten, territorialen Maßstab an, darauf, ob ein Land Gebiet verliert, wie Deutschland hier im Osten. Der relative Maßstab, die Kräfteverhältnisse sind das Entscheidende. Indem Rußland 1917 die Nerven verlor und seine Westgebiete einbüßte, von Finnland hinunter über das Baltikum und Polen bis nach Bessarabien bis an das Schwarze Meer, indem weiterhin die Donaumonarchie zusammenbrach unter den Schlägen der Kriegsgegner und der kurzsichtigen Überspitzung auch von Nachfolgerstaaten, entstand im ganzen Osten ein politisches Chaos vom Finnischen Meerbusen bis ans Schwarze und bis ans Ägäische Meer, mittlere und kleinere Staaten, z. T. unter sich grimmig verfeindet, wegen der Kriegsbeute. So wurde Deutschland potentiell Ostsieger, die stärkste Macht gegen Osten, gefesselt zunächst durch Servituten und Hypotheken, aber Servituten und Hypotheken haben sich in der Geschichte selten behauptet und den Belasteten nur gereizt, zur Revanche erzogen.

Schon dieses Frühjahr hat Deutschland den weltgeschichtlichen Marsch nach dem Osten angetreten¹ durch die Einverleibung von Deutsch-Österreich. Und jetzt in diesen Tagen und Stunden vollzieht sich die zen-

¹ Vgl. meine April-Rede in der Schweizer Hochschulzeitung, XII., 2. 1938 [= „Aufsätze und Reden“, S. 439—459.]

trale Entscheidung. Denn mit der Lösung des tschechoslowakischen Problems im Sinne des Berchtesgadener Ultimatums wird Deutschland der Herr von Mitteleuropa. Wir erleben die Ausschaltung der tapferen tschechischen Armee von einer Million Mann aus der Zahl der möglichen Gegner Deutschlands und weiter daneben den Gewinn eines neuen mächtigen Kriegspotentials der Bodenschätze und der Industrie Böhmens: unblutige Großfolge, die eine enorme Prestigesteigerung des Führers in Deutschland und in der Welt schaffen.

Nun stehen die Wege offen nach dem Osten, wenn nicht in letzter Stunde zu den Waffen gerufen wird. Denn Ungarn steht in der Hand des Deutschen Reiches, hier wo die Magnaten aus außenpolitischen Gründen analoge Interessen wie Deutschland gegen die Tschechoslowakei haben, und wo ihre Gegner, die kleinbäuerlichen Schichten, aus innenpolitischen, sozialen Motiven mit dem deutschen Nationalsozialismus sympathisieren und von ihnen gegen das Regime ausgespielt werden können. Von da aus wird man auch Rumänien in die deutsche Abhängigkeit ziehen. In Rumänien wie in Polen fürchten die führenden Magnaten von russischer Hilfe, von bolschewistischem Einmarsch den Zusammenbruch ihrer persönlichen Stellung.

Mit Rumänien hat dann Deutschland die Mündung der Donau, das künftige Getreide- und Benzinmagazin im Sinne des Bukarester Vertrages von 1918. Nachher steht es Deutschland frei, wohin es einschwenken will: gegen die Ukraine — mit Polen oder gegen Polen — oder über die Meerenge zusammen mit der Türkei, die es mit Syrien, Mossul, russisch Transkaukasien lockt, nach Vorderasien gegen Bagdad in den Persischen Meerbusen oder gegen Suez. Die Aufrichtung eines deutschen Weltreiches von einer Viertelmilliarde Einwohnern, so wie es in Brest-Litowsk und Bukarest 1918 schon geplant war, steht bevor, wobei die 90 Millionen Deutsche die militärische, politische und wirtschaftliche Herrenschaft, der Rest „Verbündete“ wären, eine Weltstellung von der Art, wie sie den Japanern in China, in Asien vorschwebt. Das sind die Perspektiven, die sich heute zeigen. Kommt es heute zu irgend einer Einigung, so ist es klar, daß es nur eine Etappe, eine Pause bedeutet. Denn blitzartig ist durch die Kapitulation der Westmächte ihre Schwäche, die militärische Schwäche, ja eben die spezifische Schwäche der verantwortungsbelasteten demokratischen Großstaaten beleuchtet, sichtbar geworden. Dann wird Italien vom Achsenpartner den Dank fordern im Mittelmeer, in Ägypten, in Französisch-Nordafrika, auf den Balearen und anderswo. Und auch der Dritte im Bund, Japan, wird den Prestige- und Machtverlust der beiden Weststaaten, seinen weltpolitischen Gegnern in Südostasien, rasch zu nützen wissen.

Eidgenossen! Das ist die Lage, wie sie sich stellt. Wo stehen wir? Unwillkürlich schweift der Blick zurück auf die letzte weltgeschichtliche Entscheidung von diesem Ausmaß, auf jenes andere ähnliche Zeitalter, wo gleichfalls außenpolitische Rivalität, Macht und Gewalt sich verbündet haben mit ideologischer Legitimation, zurück ins Zeitalter der Revolutions- und Napoleonischen Kriege. Wo stehen wir? Heute, zu Ende September 1938, stehen wir, wenn wir diesen Vergleich folgerichtig ziehen, wohl wieder im Jahre 1792. Damals haben die französischen Revolutionsarmeen mit ihrer ideologischen Geschlossenheit das politische System des Ancien-Régime in Europa niedergerissen, damals ist ganz Europa in wenigen Jahren ebenso zusammengeklüppelt wie heute das Versailler-System unter der deutschen diplomatischen und militärischen Drohung zusammenzubrechen scheint. Damals reichte die französische und napoleonische Herrschaft über ganz Europa, längs aller Küsten von Lübeck, über die atlantischen und mittelmeeischen Küsten bis an die adriatische Küste. Dann, nach 23 Jahren, 1815 der endgültige Zusammenbruch dieses für unbesiegt gehaltenen Systems. Deutschlands Macht und Ideologie gemahnt heute an jene Zeit. Aber auch die Gestalt unseres großen Schweizer Historikers, Philipp Anton v. Segessers, tritt in Erinnerung, seine prophetischen Worte über das zweite deutsche Reich nach dem deutschen Sieg von 1871, sie haben sich 1918 erfüllt (Studien und Glossen zur Tagesgeschichte).

Jede Weltmachtstellung ist in Gefahr, sich selber zu überspitzen, die Gelegenheiten zu überspannen. Dann folgt die Gegenaktion, spät vielleicht, aber um so nachdrücklicher. Seit dem 13. Jahrhundert, seit dem Zusammenbruch des ersten deutschen Kaiserreichs der Hohenstaufen, hat Europa keine Vorherrschaft auf die Dauer ertragen, Vorherrschaften bestanden auf eine oder zwei Generationen, wie die Vorherrschaft Spaniens im 16. Jahrhundert, Frankreichs unter Ludwig XIV. und unter Napoleon I. Doch immer wieder hat das europäische Gleichgewicht, das Nebeneinander gleichberechtigter Mächte, sich durchgesetzt. Nach allen geschichtlichen Erfahrungen wird auch in Zukunft die Gegenaktion nicht ausbleiben. Wir stehen vor einer langen Zeit großer Entscheidungen, von himmelstürmender Aktion und sich organisierender Gegenwehr. Wir stehen wohl vor einer Zeit, ähnlich jener von 1792 bis 1815. In jener Spanne zwischen den Jahren 1792 und 1815 liegt auch das Jahr 1798, das Jahr des Unterganges der alten Eidgenossenschaft.

Eidgenossen und Eidgenossinnen! Nachdem wir den Blick auf die internationale Lage geworfen, so fragen wir uns: Wo steht unser Staat heute, angesichts einer bedrohlichen Zukunft, angesichts dreier Entwick-

lungen: erstens angesichts des Zusammenbruchs des Rechtsgedankens in den Völkerbeziehungen, nicht nur des Völkerbundes, sondern des Völkerrechts überhaupt, zweitens angesichts des Zusammenbruchs des europäischen Gleichgewichtes, des machtpolitischen Untergrundes auch schweizerischer Staatsexistenz, und drittens angesichts der neuen Ideologie, die den vollendeten Nationalstaat, die Vereinigung aller Sprachgenossen in einen Staat, unter einem Haupte fordert. Das ist die Schicksalsfrage, die heute, am 22. September 1938, schwerer als je vor uns steht. Gewiß nähmen weite Kreise mit einem Gefühl der Druckentlastung die Kunde entgegen von der augenblicklichen Vermeidung des drohenden Weltkrieges. Aber die Frage ist: wird diese Entscheidung nicht später doch kommen und nicht sehr viel schwerer noch, vielleicht in einem Augenblick, wo auch unsere schweizerische Situation irgendwie unmittelbarer im Brennpunkte stehen könnte, als es heute, im tschechoslowakischen Konflikt, der Fall ist. Gegenüber einem zu leichten Optimismus, der auf diese Friedenstaube vertraut, ist Wachsamkeit geboten. Aber auch Selbstvertrauen und Entschlossenheit gegenüber der bangen Frage, die sich heute gerade dem Schweizer stellen könnte. Angesichts des Schicksals der beiden Kleinstaaten Österreichs und der Tschechoslowakei läge es nahe zu fragen: Ist die Zeit angebrochen, wo die Kleinstaaten und insbesondere kleinen Nationalitätenstaaten von der Weltkarte verschwinden? Diese bange Frage könnte sich gerade dem Schweizer stellen.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! Eine solche pessimistische Deutung wäre gerade so ungerechtfertigt wie jener Friedensoptimismus. Der Zusammenbruch unseres seit Generationen loyalsten Nachbarn, Österreichs, schmerzt uns tief, nicht minder die vielleicht tödliche Krisis der in der Regierungsform uns verwandten Tschechoslowakei. Aber, Eidgenossen und Eidgenossinnen, bedenken wir das folgende: Unser Hochgebirge steht seit unendlichen Zeiten, es hat Leben und Tod unzähliger Generationen von Menschen gesehen. Unter dem Schutze dieser granitenen Alpen lebt die Schweizerische Eidgenossenschaft seit 650 Jahren, auch sie hat seit dem Werdegang Aufstieg und Niedergang ungezählter europäischer Nachbarstaaten, auch gesinnungsverwandter, erlebt. Die Schweizerische Eidgenossenschaft ist ja das letzte stolze Denkmal einer großen abendländischen Epoche, der hoch- und spätmittelalterlichen Epoche der Kommunenfreiheit. Nicht nur die eidgenössischen Genossenschaften, Talgemeinden und Städte erstanden damals, sondern hunderte von Stadtstaaten, in West- und Mitteleuropa bis hin in den sarmatischen Osten, sie gewannen politische Autonomie und vielfach, wie in Italien, volle Souveränität. Diese vielen hunderte halb- und ganzsouveränen, republikanischen Stadtstaaten

sind verschwunden, vor den Augen der Eidgenossen wieder von der Bildfläche verschwunden. Die Eidgenossenschaft hat sie alle überlebt. Sie ist heute das einzige Denkmal jener stolzen Freiheitsbewegung, jener zweiten demokratischen Welle der Weltgeschichte nach der hellenischen. Sie hat noch ein Zweites überlebt, nämlich die gewaltige staatliche Götterdämmerung im Gefolge der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, wo eine Unzahl von Kleinstaaten, namentlich von deutschen, von der Bildfläche verschwanden. Gewiß brachte auch uns jenes Zeitalter Gebietsverluste und vorübergehend eine Beschränkung der Souveränität. Doch wir haben uns wieder zurückgefunden. Blicken wir in jenes Zeitalter zurück, so dürfen wir sagen: jenes Zeitalter der Not ist ein Segen geworden für die Eidgenossenschaft. Ohne jenen Zwang, sich selbst neu zu besinnen auf die letzten Kräfte und Werte des eidgenössischen Staates, ohne jenen Zwang der Not, hätten wir die eidgenössische Regeneration, die Schöpfung des Bundesstaates von 1848, nicht erkämpft. Eine dritte Zeit des Unterganges von Nachbarstaaten haben wir noch als Zeugen mitangesehen: die nationalstaatliche Welle von 1859 bis 1871, wo im Norden und Süden viele italienische und die süddeutschen Klein- und Mittelstaaten als souveräne Gebilde von der Landkarte verschwunden sind und in die Staatsgebäude Bismarcks und Cavours, in dem deutschen und italienischen Nationalstaat aufgegangen sind. Wir haben seither, 1918, den Untergang der Donaumonarchie erlebt, und heute stehen wir vor einem Nachspiel dieser habsburgischen Katastrophe, vor dem Schicksal zweier ihrer Nachfolgestaaten. Doch wie grundverschieden sind die geschichtlichen Voraussetzungen des zusammengebrochenen Österreich sowie der Tschechoslowakei, wie verschieden gegenüber der Schweizerischen Eidgenossenschaft! Die Schweizerische Eidgenossenschaft blickt zurück auf ein organisches Wachstum von 650 Jahren. Österreich und die Tschechoslowakei sind Produkte des Weltkrieges, nicht von unten gewachsen. Österreich war von allem Anfang an belastet. Denn man hat den Habsburgerstaat, der geschaffen war durch die Initiative der Dynastie, zer schlagen. Man hat das deutschösterreichische Volk, das Herrenvolk in der cisleithanischen Donaumonarchie, das hier in der Treue zum monarchischen Prinzip Jahrhunderte verlebt hat, verurteilt zum demokratischen Kleinstaat, ihm zwei Ideale aufgepfropft — zwei Ideale, die von uns, in unserem Staate in 650jährigem heißem Ringen erkämpft worden sind. — In Österreich waren sie aufgepfropft und blieben größtenteils fremd einem Volke, das von der quantitativen Wertung des Staates, vom Groß- und Machtstaatsidol nicht mehr loskommen konnte. Hauptteile des Volkes waren von Anfang bereit, den ihnen auferlegten Kleinstaat zu opfern,

zunächst in der Welle eines katholischen oder sozialdemokratischen Anschlußwillens, und später in der Propaganda der nationalsozialistischen Einheitsbewegung, beide Strömungen folgten dem Schlagworte des einsprachigen nationalen Machtstaates. Eine Preisgabe des demokratischen Kleinstaates ist für jeden Eidgenossen undenkbar.

Und die Tschechoslowakei? Auch sie ist in der vorliegenden Gestalt ein Weltkriegserzeugnis, geschaffen durch die Gunst vor allem der westlichen Sieger und durch das diplomatische Geschick der großen Befreier, ihrer Präsidenten Masaryk und Benesch. Sie schufen aus sehr begreiflichen militärischen und machtpolitischen Erwägungen jenes geographisch sonderbare Staatsgebilde, das in einer Fischform vom Riesengebirge bis gegen die Bukowina sich hinzieht. Es ist ein Staatsgebilde nicht von vier Sprachvölkern wie die Schweiz, sondern von sechs Sprachvölkern; was weit mehr wiegt: diese Sprachvölker sind verfeindet, aufs schwerste durch die Vergangenheit belastet. Hier, allein schon im böhmischen Kessel, tobt seit vielen hundert Jahren der wilde Kampf der Nationen, der deutschen Großsprache und der tschechischen Kleinsprache, das Ganze gesteigert noch durch das Zusammenfallen der Sprachgrenzen mit sozialen, politischen und weltanschaulichen Gegensätzen. Diese Gegensätze, die weder die Luxemburger noch die Habsburger hatten meistern können, die sie durch den Zentralismus nur noch gesteigert hatten, das hat die Tschechoslowakei angetreten. Sie suchte es in der bisherigen Weise, nur in entgegengesetztem Sinne, im Sinne des tschechischen Nationalgedankens, zu lösen, im Sinne einer Herrenstellung der Tschechen auf Kosten der Anderen. Historisch war dies sehr begreiflich, aber von heute aus bewertet doch verhängnisvoll. Die Hoffnung auf eine künftige Tschechisierung des Staates ruhte auf der Voraussetzung, Deutschland bleibe durch die militärischen, wirtschaftlichen und politischen Servitute auf Generationen gefesselt. Seit 1933 ist der jahrhundertalte Gegensatz durch die Propaganda des nationalsozialistischen deutschen Nationalstaates zur tschechischen Krise und Katastrophe gediehen, vollends seit dem Untergang Österreichs war die Tschechoslowakei eine Halbenklave. Die tschechische Wirtschaft konnte überall, schon verkehrsgeographisch, von den feindlichen Nachbarstaaten erdrückt werden. Trotz der glänzendsten Rüstung war die militärische Lage geographisch denkbar schlimm, auch politisch-psychologisch. *Wir* könnten es wagen, die Verteidigung der Südschweiz den italienischen Eidgenossen, der Westschweiz den welschen und der Nordschweiz den deutschschweizerischen Eidgenossen anzuvertrauen. Die Tschechen durften aber seit Jahren nicht mehr daran denken, die Grenze gegen Deutschland den Grenzanwohnern zur ersten Abwehr zu überlassen. Da zeigt sich der grund-

legende Unterschied zwischen der Tschechoslowakei und uns. Dort sind gewisse Nationalitäten ohne Befragung, zum Teil gegen ihren Willen, eingefügt worden, auf Grund der tausendjährigen geographischen Einheit Böhmens. Wie ganz anders ist es bei uns! Wir sind geographisch nicht so geschlossen wie der böhmische Kessel. Aber bei uns haben die verschiedenen sprachigen Talschaften, Städte, Kantone frei, mit eigenem Blute und Gute, den Weg zum eidgenössischen Bunde, in jahrhundertelangen Kämpfen, zuletzt noch 1857 in Neuenburg, beschritten. Gewiß, auch die alte Eidgenossenschaft hat Abreibungen erlitten, seit 1792 und vorab 1798 durch die französische Machtpolitik und Ideologie. Doch mit welchem Jubel sind 1815 die Bevölkerungen von Genf, Neuenburg, Wallis, der Jura, schon vorher der Südtessin, zur Schweizerischen Eidgenossenschaft zurückgekehrt, und haben sie der Zwangseinverleibung, wie sie von den sprachgleichen Staaten vollzogen worden war, den Rücken gekehrt. Fürwahr, sollte auch in Zukunft je der Eidgenossenschaft ein ähnliches Schicksal drohen wie 1792 und 1798, keine nationalstaatliche Großmacht wird diese eidgenössischen Kantone, mögen sie auch seine Sprache sprechen, verdauen. Jahrhundertealtes geschichtliches Schicksalsbewußtsein hält uns zusammen und weiter das stetsfort sich erneuernde Bekenntnis zum eidgenössischen Staatsgedanken, ein tägliches stilles Plebiszit der lombardischen, welschen und alemannischen Eidgenossen.

Worin wurzelt dieses Plebiszit? Darin: wir deutschen, italienischen, französischen Eidgenossen haben uns zunächst als Staatsbürger zusammengefunden in der Bejahung unserer kleinräumigen, von unten nach oben gewachsenen originären Demokratie, der Gemeindedemokratie, der Kantondemokratie, der Bundesdemokratie. Kein Welscher, kein Tessiner will je zu einem noch so mächtigen Frankreich oder Italien. Denn für das Machtidol, für das Quantitative opfert er niemals die Qualität, sein politisches Mitspracherecht in der Gemeinde und im Kanton. Dazu kommt noch etwas anderes: Die höchste Rechtfertigung besitzt der Staat vor seinen Angehörigen nur, wenn er ihnen nicht nur als Staat, sondern auch als Heimstatt menschlicher Entfaltungsmöglichkeit gegenübertritt.

Auch wir standen einst vor der Wahl, ein Machtstaat zu werden, in den Mailänderkriegen. Marignano hat uns zur Besinnung gebracht, es lehrte uns, daß Machtpolitik auf lange Frist in Kontinentaleuropa nur möglich ist um hohen Preis: die Versklavung des Menschen unter den Staat. Damals haben wir uns für die Freiheit und gegen die Macht entschieden, für die Freiheit und Würde des Menschen, der nicht um des Quantitativen willen, um der Eroberung weiter Gebiete willen, seine reichen, mannigfachen und freien Entwicklungsmöglichkeiten dem Staate opfern will.

Gewiß: Auch wir haben jahrhundertlang innere Kämpfe erlebt. Ungleiche Sympathien, zu diesen oder jenen europäischen Mächten schon im 15. Jahrhundert, im Zeitalter der Burgunder-, der Schwaben- und Mailänderkriege. Dann: die furchtbare ideologische Zerreißung Europas im konfessionellen Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation schied auch die Eidgenossen in gegnerische Lager, nicht minder der letzte große ideologische Ansturm in der französischen Revolution.

Doch jenes gemeinsame Bekenntnis zur eidgenössischen, politischen und menschlichen Sonderart war stark genug, alle diese inneren Gefahren zu überstehen. Heute, im Jahre 1938, sind wir, wenn ich die eidgenössische Geschichte berblicke, nationalpolitisch geschlossener und einiger als je in allen Jahrhunderten schweizerischer Geschichte bis zurück auf die Epoche unserer Befreier.

Bei all unserer räumlichen Kleinheit ist es qualitativ etwas Großes, was die Eidgenossenschaft seit dem Anbruch des neuen totalitären Machtstaates, aber auch der kommunistischen Welle darbietet. Die Ehre des Vorkämpfers der grundsätzlichen Besinnung auf wahres Schweizertum, auf politische und menschliche Freiheit gegenüber den Versuchungen des 20. Jahrhunderts kommt der italienischen Schweiz zu. Sie hat seit dem italienischen Staatsumbruch, seit 1922, eine Besinnung auf das Schweizertum kundgetan, wie sie angesichts der schweren geographischen, geistigen und wirtschaftlichen Lage dieses kleinen Landesteils nicht vorbildlicher sein könnte. Auch die deutsche Schweiz — sie ist für das Schicksal der gesamten Eidgenossenschaft schon quantitativ entscheidend — auch sie hat seit 1933 die Probe auf eidgenössische, freiheitliche und menschliche Gesinnung ehrenvoll bestanden. Nicht minder hat die französische Schweiz seit 1935 ihre Eigenständigkeit gegenüber zersetzenden Grostrmungen der französischen Republik bewiesen. Die Eigenständigkeit des Schweizertums gegenüber dem gleichsprachigen Großstaat wurde überall gewahrt. Wir können es wagen, was der Tschechoslowakei seit Jahren versagt blieb: den sogenannten Minderheiten nicht nur lokale Selbstregierung, sondern einen überproportionalen Anteil an der Führung des Gesamtstaates zu gewähren. Die eidgenössische Außenpolitik, die Schicksalsfrage der heutigen Schweiz, steht seit langen Jahren in der Hand eines italienischen Eidgenossen, und es hat sich gelohnt: dieser italienische Eidgenosse hat sich doch über die Kardinaltugend des staatsmännischen Führers ausgewiesen, über die Fähigkeit, die kommenden Dinge vorauszusehen und zwei Werte zu vereinen, das Bekenntnis zu den abendländischen und christlichen Ewigkeitsideen des Rechts und der Humanität einerseits, und andererseits das wohlverstandene Staatsinteresse unserer Eidgenossenschaft.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! So braucht weder das Schicksal Österreichs noch dasjenige der Tschechoslowakei uns um die eidgenössische Zukunft bange zu machen. Dennoch ist heute für uns Eidgenossen die größte Wachsamkeit geboten. Denn wir stehen, wie gesagt, gewissermaßen wieder im Jahre 1792, also vor einer Epoche langer, schwerer europäischer und planetarer Entscheidungen. Wir müssen dieser Epoche gegenüber unsere Staatsaufgabe erkennen. Was uns not tut, ist *hochgemuter Pessimismus* im Sinne unseres großen Landsmannes Carl Spitteler. Nicht nur Pessimismus, sondern hochgemuter Pessimismus. Der hochgemute Pessimist sieht sich vor auf die düstersten und schlimmsten Möglichkeiten. Er wappnet sich auf die Möglichkeit schwerer Tage. Er wird von ihnen nicht überrascht. Kommen sie nicht, so ist er doppelt glücklich, kommen sie aber, die dunklen Zeiten, so ist er bereit.

Heute gilt es in methodischer Wachsamkeit dieses Selbstvertrauen weiter auszubauen, die Besinnung auf unser Wesen zu vertiefen. Besinnen wir uns auf unsere einzigartige 650jährige Geschichte, auf unsere geschichtlichen Errungenschaften; vorab auf unsere originäre gewachsene *Demokratie*, die Demokratie unserer Gemeinden und Kantone und unseres kleinstaatlichen Bundes. Sie macht uns niemand nach. Was eine sekundär aufgepfropfte Großstaatsdemokratie, aufgepfropft auf eine alte Monarchie wie in Frankreich, auf eine Aristokratie wie in England, an Schwierigkeiten vor sich hat, das zeigt heute die innere Not der westlichen Demokratien. Auch unser schweizerischer *Sprachenfriede* ist nur aus unserer Geschichte heraus zu verstehen. Eine sprachliche Situation, wie wir sie z. B. in Graubünden haben, von uns friedlich gemeistert, wäre in Osteuropa eine Quelle unablässiger Kämpfe. Ein Sprachenfriede wie bei uns ist selbst in Kulturländern Westeuropas, in Italien, Frankreich und Belgien nicht vorhanden. Unsere eidgenössischen Werte sind nicht von oben dekretiert oder aufgepfropft, nicht äußerer Verputz, der bei der ersten Erschütterung abfällt, sondern tief in der Erde verwurzelt, das Werk von 650 Jahren. Wir haben diese Wurzeln noch tiefer, unsere Kräfte noch weiter zu stärken.

Unsere Versammlung wird daher heute, am 22. September 1938, dessen bin ich gewiß, ihre Zustimmung zu gewissen Begehren geben, die wir aus dem Ernst dieser Stunde nach Bern an die Eidgenössischen Behörden richten, Worte des Dankes für Vollbrachtes, aber auch Worte der Aufmunterung zur Fortführung und Steigerung dessen, was schon rein zeitlich das Dringlichste ist, das der Staat schaffen kann. Dieses Nächste und Dringlichste vom Staat her zu schaffen, ist eine weitere Mehrung unserer militärischen Landesverteidigung.

Drei Begehren stellt das Schreiben, das wir noch heute Abend an die Eidgenössischen Behörden richten wollen: Zunächst Mehrung der personellen Abwehrkräfte. Jeder Eidgenosse und jede Eidgenossin muß morgen schon den militärischen, wirtschaftlichen, technischen und moralischen Posten genau kennen, den sie in der Stunde der Not automatisch zu beziehen und bis zum letzten zu verteidigen hat. Wir begehren die unverzügliche Inkraftsetzung des ausgezeichnet vorbereiteten neuen Gesetzes über die Organisation der großen Zahl eidgenössischer Hilfsdienstpflichtiger. Weiterhin die unverzügliche obligatorische Schießpflicht der eidgenössischen Jungmannschaft vom 17. bis 20. Jahre, durchzuführen durch die schweizerischen Schießvereine.

Was wir weiter wünschen, ist eine Vertiefung der *Truppenausbildung*. Auch der neue Bundesstaat hat, seit 1848, aus referendumspolitischen Rücksichten und aus jenen kulturellen Bedenken der Demokratie heraus es immer versäumt, hier einen entscheidenden Ruck vorwärts zu tun. Gewiß, dieses Frühjahr erfolgte ein bedeutsamer Fortschritt durch Verlängerung der Wiederholungskurse auf drei Wochen. Was wir aber nach kompetentem Urteil noch schaffen müssen, ist die Sicherheit in der grundlegenden Ausbildung. Wir wünschen nicht eine Aufhebung des Milizsystems, wohl aber, unter Weiterführung bewährter Traditionen, eine mindestens viermonatige Rekrutenschule. Der junge Soldat soll hier jene Sicherheit gewinnen, die er für den Kampf gegen feindliche Übermacht nötig hat. Weiter wünschen wir eine noch größere Fertigkeit unserer Kriegersverbände, mindestens über die Jahre der weltpolitischen Spannung, nämlich einen achten Wiederholungskurs: für den Auszug im 31. Altersjahr, und einen zweiten Wiederholungskurs für die Landwehr. Diese Verlängerung der Ausbildung bleibt ein bescheidenes Opfer gemessen daran, daß Holland dieses Frühjahr seine grundlegende Ausbildung bei der Infanterie verdoppelt, auf das Minimum von 11 Monaten erhöht hat.

Dann: drittens begehren wir eine starke Beschleunigung und Verstärkung der materiellen Ausrüstung auf den verschiedensten Gebieten. Angesichts der schweren Konsequenzen, die Frankreich heute ziehen muß, wird die schweizerische Arbeiterschaft nicht abseits stehen, wenn wir die Forderung erheben, die Fabrikation in den eidgenössischen und privaten Waffenfabriken solle gesteigert werden, durch erhöhte Arbeitszeit bzw. durch Schichtenbetrieb. Dann werden z. B. die Territorialbataillone, die Familienväter vom 36. bis 48. Lebensjahr, in kürzester Zeit jene automatischen und schweren Waffen erhalten, die sie in der Stunde der Not befähigen, sich mit voller Kraft dem Vaterland zu weihen.

Ich habe hier nur jene unsere Wünsche genannt, die von Euch Opfer

fordern. Wir hoffen, daß gerade sie angesichts der weltpolitischen Lage doch rasch verwirklicht werden. In Zeiten, wo es um die Zukunft seiner politischen und menschlichen Ideale geht, darf der demokratische Staat sich nicht scheuen, von Jedem alle Opfer für die Kriegsbereitschaft zu fordern.

Doch, Eidgenossen und Eidgenossinnen! All das, was der Staat selber schaffen kann, genügt nicht. In einer Demokratie entscheidet immer über Aufstieg und Niedergang des Staates letzten Endes der Bürger, der Mensch. Eine Gemeinschaft freier Menschen: Je größer und reifer sie sind, desto lebensfähiger ist die Demokratie. Die Bürger der Demokratie müssen die Herrschertugenden besitzen, ohne die keine Regierungsform, sei sie nun Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, vor der Weltgeschichte bestehen kann, die Herrschertugenden des Opfermutes und der Tatkraft. Zunächst Einsicht in die Komplexheit der Entscheidungen; keine Beherrschung aller Dinge — das hat nicht einmal ein „Führer“ —, wohl aber Verständnis dafür, daß die Staatsgeschäfte heute ungemein kompliziert sind, keine bloß negative Kritik, die alles „anders“ machen will, sondern positive Kritik, die nach bestem Gewissen mithilft, nach besseren Wegen zu forschen.

Zur Einsicht trete der Opfermut, die Bereitschaft, den Einzel- und Gruppenegoismus auf dem Altar der Gemeinschaft zu opfern, Selbstbeherrschung, die Fähigkeit, die eigene Freiheit zu begrenzen, aus Rücksicht auf die Freiheit auch der anderen. Eine Synthese von Freiheit und Ordnung, von Freiheit und staatlicher Selbstbehauptung.

Die dritte Herrschertugend des Königs, in der Demokratie jedes Volksgenossen, ist die *Tatkraft*. Geht es um das Dasein des Vaterlandes, so haben wir unter Hintanstellung allzuvieler Bedenken eine rasche Entscheidung zu treffen, das Gebot des Augenblicks, die Forderung der Stunde unverzüglich zu erfüllen.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! Diese drei Herrschertugenden soll der demokratische Mensch auf allen Lebensgebieten bewahren, nicht nur im Staate. Auch in der Familie, im Haushalt haben wir Pflichten gegenüber den Miteidgenossen, gerade heute, wo unsere Auslandschweizer der Gefahr fremder Beeinflussung ausgesetzt sind und wohl mehr als je in die Heimat zurückströmen werden. Jeder von uns soll seinen Landsleuten und schweizerischer Arbeit jenen Beistand geben, die sie als Glied unseres Volksganzen verdienen. Letztendlich werden ja alle Eidgenossen insgesamt zum großen Entscheidungskampf anzutreten haben.

Doch überall sonst, im Wirtschaftsverband, in der Partei, in seinem bürgerlichen Berufe hat der Eidgenosse täglich seine vaterländische Pflicht.

Nicht nur die Behörden, jeder Schweizer hat in unserem Volksstaat auf seinem Posten die Möglichkeit zur Initiative. Über das Wohl und Wehe der demokratischen Staaten entscheidet letztlich die Leistung jedes Volksgenossen.

Wenn wir so handeln, Eidgenossen, so erfüllen wir nicht nur unsere Aufgabe als Staatsbürger, sondern auch als Glieder der großen Kulturgemeinschaften, als Europäer und Menschen. Denn daß die Eidgenossenschaft die kommenden schweren Zeiten überlebt, liegt im Interesse jedes der großen Kulturvölker, denen wir deutschsprachige, französische oder italienische Schweizer kulturell weiterhin angehören. Es dient der Zukunft dieser Sprachgemeinschaften, daß es außerhalb des betreffenden Nationalstaates noch ein sprachgenössisches Glied gibt, das unbeeinflußt von der uniformierenden Tendenz des sprachlich geschlossenen Nationalstaates die reichen Möglichkeiten, die in jeder Sprachnation schlummern, frei und mannigfaltig entwickeln kann. Und wir Eidgenossen verschiedener Zunge empfinden mehr als andere den gemeinsamen Mutterboden aller Sprachvölker, die gleiche antike, christliche und abendländische Heimatstube, aus der sie alle stammen und die wir den sich befehrenden Nationalstaaten immer wieder in Erinnerung bringen wollen. Kämpfen wir in diesem Sinne für die Zukunft der Eidgenossenschaft, so leisten wir eine vaterländische Pflicht, aber auch einen Dienst für Europa und die Menschheit.

Eidgenossen, Eidgenossinnen! Befolgen wir das Gebot der Stunde: Eidgenössische Selbstbesinnung, Verantwortung für das Werk der Väter und für unsere Enkel, Geschlossenheit nach innen, Einigkeit nach außen!